

Dem Evangelium auf der Spur Differenzierung als Aufgabe christlicher Predigt

1 Von der Notwendigkeit einer homiletischen Didaktik

Es wird – durch die Massenmedien begünstigt – so viel gepredigt wie nie zuvor, in mancherlei Gestalt und vielerlei Medien. Die Fülle fragt nach Sichtung und Gewichtung. Was im allgemeinen in Aus- und Fortbildung theologisch-intern geschieht, zieht durch die Ausschreibung eines Preises öffentliches Interesse auf sich: Möglichkeiten und Motive christlicher Predigt.

Preiswettbewerbe sind in einer Leistungsgesellschaft nichts Ungewöhnliches, dienen der Leistungsschau. Ob Ackerfurchen gezogen, Frisuren gestylt, Texte oder Musikvorträge verglichen werden, immer geht es im Wettbewerb auch um die Möglichkeiten eines Handwerks oder einer Kunst, im Vergleich soll die Fülle zur Anschauung kommen.

Die Grundfrage im homiletischen Unterricht wie auch bei einem solchen Wettbewerb ist die nach den Kriterien für die Bewertung einer Predigt als „guter“ Predigt. Geschmackskriterien des Alltags reichen dazu nicht aus, auch die Orientierung an spezifischen Bedürfnissen der Hörer kann nicht relevant sein; selbst die Gesichtspunkte einer rhetorischen Analyse stehen erst in zweiter Linie. Zunächst und zuerst ist eine Predigt daran zu messen, ob sie das Evangelium von Jesus Christus als frohe Botschaft zur Geltung bringt. Zwar hat nicht einmal der Prediger und erst recht nicht der, der urteilt, die Macht, über die Wirkung einer Predigt bei den Hörenden zu urteilen, aber die Predigtlehre muss diese zentrale Aufgabe der Predigt doch immer wieder umkreisen: Glauben zu wecken und zu stärken.

An dieser theologischen Begrifflichkeit wird ein zentrales Problem aller Predigt deutlich, die begriffliche Verdichtung, die Chiffrenbildung. Die Praxis des christlichen Glaubens besteht nach reformatorischer Auffassung in einer lebendigen, differenzierten Darstellung der Glaubensüberzeugung und dem Handeln, das aus diesen Überzeugungen fließt. Theologische Fachsprache ist zwar zur fachlichen Verständigung notwendig, bleibt aber als Zeugnis des Glaubens unverständlich; denn sie verschließt die Realität, auf die sie verweist und von der die Predigt Zeugnis ablegen will. Die Anrede durch Gottes Wort aber ist voller Anspruch, gibt dem Menschen, der diese Anrede hört und aufnimmt, ein spezifisches Gewicht.

Arbeit an der Predigt ist zugleich sowohl schöpferisches Arbeiten als auch Analyse der jeweils eigenen Versuche und Entwürfe. Solche Predigtanalyse unterscheidet sich

von Predigtinterpretationen – sei es unter historischen oder biographischen Aspekten, die einzelne Prediger oder Theologen einer Zeit anhand ihrer Predigten porträtieren, sei es unter psychologischen Gesichtspunkten, die nach dem Charakter der Prediger oder nach der Wirkung auf die Hörer fragen oder unter Motiv-Gesichtspunkten eine Übersicht über die Jahrhunderte hin anlegen².

Die theologisch-praktische Analyse der jeweils eigenen Predigt wird selten reflektiert, obwohl sie einen grundlegenden Vorgang aller homiletischen Arbeit darstellt. Manfred Josuttis³ und im Anschluss an ihn Peter Bukowski⁴ haben eine Form sprachlich-theologischer Analyse der Predigt profiliert, die didaktisch fruchtbar gemacht werden kann.

2 Predigen lernen durch Predigtanalyse

2.1 „Differenziertheit“ als grundlegendes Kriterium evangelischer Predigt

Der Umgang mit deskriptiv-interpretierenden Methoden vermittelt die Einsicht dass *Lernen aus der Analyse* die kommunikative Kompetenz des Predigers fördert – und damit auch seine Produktivität.⁵

Im folgenden soll ein solcher Analysevorgang anhand vorliegender Predigten durchgespielt werden um die Aufmerksamkeit wiederum auf diese didaktisch wichtige Methode und dabei zugleich auf ein wesentliches Merkmal evangelischer Predigt, ihre „Differenziertheit“, zu lenken.⁶ Das Material der Analyse bilden Predigten, die zum Bonner Predigtpreis 2000 eingereicht und vom ausrichtenden Verlag ins Internet gestellt wurden. Man kann also die nachfolgende Analyse, die sich auf kurze Ausschnitte beschränken muss, an den vollständigen Texten im Internet nachvollziehen und überprüfen.

Anders als bei einer grundsätzlichen Reflexion über Wesen und Aufgabe der Predigt tritt der Zusammenhang zwischen theologischem Standpunkt und sprachlichem Ausdruck in den Mittelpunkt des Interesses. Der Inhalt bestimmt die Sprache, die wiederum auf den Inhalt zurückwirkt, so dass bei der Predigtanalyse beides nur zu unterscheiden, aber nicht voneinander zu trennen ist. Wortwahl und Stilmittel können den evangelischen Charakter der Predigt unterstreichen; genauso kann sich bei einer gesetzlichen Predigt⁷ geradezu ein *circulus vitiosus* zwischen Inhalt und Sprache aufbauen. Solchen Zusammenhängen zwischen Gehalt und Gestalt gilt es nachzuspüren.

2.2 Gefährdung und Förderung von „Differenziertheit“ in der Predigt

„Differenziertheit“ als Grundkriterium evangelischer Predigt entspricht den Berichten über Jesus und seine Predigt in den Evangelien. In Jesu Zuwendung zu Menschen, die ein Leben am Rande der Gesellschaft führen, verblassen die Kategorien von Macht / Ohnmacht, Leistung / Versagen bzw. Schuld / Sühne, die menschliches Leben bestimmen; sie werden nicht unwirksam, aber sie treten zurück und die Besonderheiten treten

hervor, der Mensch wird von der Beziehung her definiert, die Gott durch sein Wort zu ihm begründet hat, und wird als Person in ihrem individuellen Charakter und ihrer besonderen Lebenssituation sichtbar. Äußerliche Urteile, die nur Verfehlungen sehen und über innere Verstrickungen verständnislos hinweggehen, werden verheißungsvoll umgeformt: ‚Seelen‘-Frieden; Be-fried-igung; Erfüllung; angstfreies, in seinem Kern unbedrohtes Leben – in diesem Ziel trifft sich die Bemühung von Menschen mit der Verheißung des Evangeliums. Evangelische Predigt bemüht sich um eine differenzierte Betrachtung von Welt und Menschen im Dienst dieser Verheißung ohne die Ambivalenz menschlichen Lebens zu nivellieren.

a) Worte der ‘Ent-Würdigung’

Differenzierte theologische Deutung zeichnet sich schon in der Entscheidung über die einzelne Wortwahl ab. Drückt etwa die aktivische Form „Verlierer“ für Menschen, die an der Welt oder angeblich gar vor Gott scheitern, das Resultat einer Aktion aus, deren Erfolg oder Misserfolg vom Handeln des Menschen, seinen Fähigkeiten und Taten abhängt und deren Ergebnis prinzipiell offen ist, so impliziert das Wort ‘Verlorener’, das keine Konnotationen von Leistung und Versagen enthält, einen Seinszustand. Der Mensch ist per se Verlorener und gleichzeitig Gefundener vor Gott, ‚simul iustus et peccator‘, und in der Rechtfertigung wird er als solcher von Gott angesprochen. Was aber im Gegenteil dazu einen „Verlierer“ ausmacht, ist gerade das Scheitern trotz der Fähigkeit, ein potentieller Gewinner zu sein. Durch die Konnotation des Gewinnens wird der Mensch auf seine eigene Kraft bzw. Schwäche verwiesen. Während der Begriff „Verlierer“ also vom Menschen aus schaut, versucht das Wort ‘Verlorener’ den Blickwinkel Gottes nachzuvollziehen.

Auch anderweitig verschließen bereits einzelne Ausdrücke der Botschaft von der Befreiung den Zugang; Begriffe wie „hysterisch-weinerliche Aussage“, „der Hitzkopf, der darauf brannte, Unterdrücker kaltzumachen“ etc. wecken beim Hörer Schuldgefühle und Angst vor Verurteilung, weil er sich in seinem eigenen Ungenügen angesprochen fühlt. Mit *einem* Wort verurteilt der Prediger, Einfühlung hat keinen Platz darin.

Es ist die problematische Eigenschaft von Schlagwörtern, den Sachverhalt oder Menschen auf ein einziges Charakteristikum zu reduzieren, Hintergründe bleiben ausgeblendet. Eine differenziertere sprachliche Ausgestaltung kann demgegenüber das äußere Erscheinungsbild mit inneren Begründungen und Emotionen verbinden: „Missmut und Leere und die Gefühle, ‘es fehlt noch etwas’ oder ‘es ist doch alles zu mühselig’ können den einzelnen so rasch überfluten, so dass wir die Frage ‘Warum ergrimmt du, und warum senkst du deinen Blick?’ oft genug auch an uns selbst zu richten haben.“ (Predigt zu Gen 4, 1-16a) Mit der passivischen Form des „Überflutet-Werdens“ relativiert und verstärkt der Prediger gleichzeitig die nachfolgende Frage. Sie scheint nur noch bedingt in der Macht des Menschen zu stehen, was einerseits eine Entlastung bedeutet, die die Identifikation mit Kain erst ermöglicht, andererseits jedoch die Ohnmacht und Ausweglosigkeit des auf sich allein gestellten Menschen vor Augen führt. Es kommt

nun darauf an, wie diese beiden Implikationen im weiteren Verlauf der Predigt ausgeführt werden: Folgen daraus vermehrt ethische Forderungen, die die Eigenmächtigkeit des Menschen betonen, wie etwa der – durchaus denkbare – Appell, sich nicht überfluten zu lassen? Oder entfaltet die Predigt das Motiv der Beziehung, die Gott zum Menschen, wie hier zu Kain, aufnimmt, und führt damit den Hörer über sich selbst hinaus? Der hier analysierten Predigt gelingt diese Entfaltung nicht.

b) Beschreibung als Be- oder Verurteilung

Beschreibungen, die zunächst verständnisvoll unterstützend wirken, können unversehens in gesetzliche Verurteilung umschlagen. Als Beispiel diene eine Predigt über Ex 3, 1-14: „Auf die Frage ‘Wer bist Du, Gott?’ antwortet er: Ich bin, der ich bin. Ich bin ich. Und auf die Frage des Mose nach sich selbst antwortet Gott: Ich werde mit dir sein. [...] Was hätte es bedeutet, wenn Gott auch zu Mose gesagt hätte: ‘Du bist Du!’, so wie er zu sich selbst sagt: ‘Ich bin ich’? Das hätte für Mose nicht gut ausgesehen! Du bist Du! Das hätte nichts anderes geheißen als: Du bist ein Totschläger! Du erinnerst, wie Du den Ägypter beseitigt hast damals. Du bist Du! Du bist ein Findelkind! Elternlos angeschwemmt in einem Korb auf dem Nil! Du bist Du! Du bist ein Stotterer! Deshalb stelle ich dir Aaron zur Seite!“ Der erste Teil führt Gottes Mitsein entlastend ein. Vor dem inneren Auge öffnen sich angesichts dieser Verheißung, die die Begrenztheit des Menschen überschreitet, weite Horizonte; der Mensch (Mose) bleibt nicht auf sich selbst fixiert, sondern wird in die Beziehung zu Gott aufgenommen. Eine Perspektive wird eingenommen, die eine Vielfalt möglicher evangelischer Entfaltung entstehen lässt, wie z.B. eine Ausgestaltung dessen, dass der Mensch vor Gott nicht nach sich selbst befragt wird, auch Mose nicht, mit seiner Vergangenheit!

Diese lebensfreundliche Perspektive aber wird im Fortgang der Beschreibung über-tönt. Die Person des Mose wird in einer Einseitigkeit charakterisiert, die Differenzierungen nicht mehr zulässt. Dabei geht es nicht um Verleugnung der Realität oder Um-bewertung der Tat, sondern um die Reduktion der Person auf die Tat. Mose war nicht nur „ein Totschläger“, nicht nur „ein Findelkind“, nicht nur „ein Stotterer“, wobei schon die Begrifflichkeit einen behutsamen und achtsamen Umgang mit Schuld und Versagen vermissen lässt. Erst recht aber hämmert die Sprachfigur der Redundanz die Veracht-barkeit des Mose geradezu ein; kurze, nachdrückliche Sätze wirken gewaltsam und lassen förmlich vor dem inneren Auge ein Bild von Gott als einer überdimensionierten, überwältigend großen Vaterfigur mit erhobenem Zeigefinger entstehen. Der Hörer wird eingeschüchtert, kann sich nicht öffnen.

Theologische Kritik destruiert diese Überwältigung des Hörers von der anthropologi-schen Einsicht in die Ambivalenz des Daseins und von der soteriologischen Deutung nach Gesetz und Evangelium, Schuld und Vergebung, letztlich Kreuz und Auferstehung Jesu her. Ein Versuch, den Menschen auf der einen oder anderen Seite festzuschreiben, nagelt ihn im wahrsten Sinn des Wortes fest und wirft ihn ausweglos zurück auf sich selbst.

c) Festlegung und Perspektivenwechsel

Auch die erste Verhältnisbestimmung von Gott und Welt präjudiziert nicht selten den weiteren Verlauf einer Predigt. Als Beispiel sei eine weitere Predigt über Gen 4, 1-16 zitiert: „Gott verhindert die Tat nicht – und doch stellt er sich eindeutig auf die Seite des Opfers. Er vergilt nicht Mord durch Tötung und doch straft er durch Leben, in dem Kain ziellos und gottlos durch die Lande irrt, in dem das Leben selbst zur Strafe wird.“⁴⁸ Es gibt hier nur ein ‘Entweder ... Oder’, entweder Täter oder Opfer, und Gott wird eindeutig auf der Seite des Opfers ‘positioniert’, während der Täter gottlos verbleibt. Konsequenz dazu wird der Mensch im weiteren in Form von rhetorischen Fragen vor die ethische Entscheidung gestellt, Täter oder Opfer zu sein. Der Zuspruch göttlicher Zuwendung im Schlussteil der Predigt kommt auf diesem Hintergrund nicht zur Geltung, zumal er sich fast ausschließlich einer formelhaften Sprache bedient.

Dagegen zeichnet eine facettenreiche und differenzierte Predigt die Geschichte von Kain und Abel als *alltägliche Entwicklung* nach, wie sie an allen Zeiten und Orten immer wieder begegnet. Indem sie die Perspektive Kains der Abels gegenüberstellt, wird eine Kategorisierung in das übliche Täter-Opfer-Schema verhindert, die Rollen sind nicht mehr eindeutig definiert: „[...] Er (Kain) ist geliebtes Kind der Eltern – keine Frage – gesund, freundlich und ein Stolz für seine Eltern, und doch fühlt er sich nichtig, in der Liebe seiner Eltern bedroht von seinem kleinen Bruder. [...] Besteht noch die Chance zu einer verbalen Konfrontation, ja vielleicht zu einer Aussprache, die diesem 10jährigen dieselbe Wahrheit aus anderer – 7jähriger – Perspektive vermitteln und vielleicht plausibel machen könnte? [...] Dem (Abel) als höchstes Ziel galt, seinem Bruder zu gleichen, um ihm ein Gegenüber, ein gleichwertiger Freund zu sein, wofür er sich immer zu niedrig vorkam? Der sich nie traute, diese Selbstzweifel zu äußern, weil er dann einmal mehr als hilflos und klein erschiene, wo er doch groß und stark sein wollte, wie sein großer Bruder.“

Der *Perspektivenwechsel* bestimmt die gesamte Predigt insofern, als dass der Mensch ebenso wenig wie Gott auf eine Seite festgelegt wird: „Wer also bin ich? Hirte oder Hüter des Hirten? Dieser – oder jener? Bin ich beides zugleich?“ Die Worte ‘Hirte und Hüter des Hirten’ ersetzen die Einordnung in Mörder und Opfer, der verstehende Nachvollzug enthält sich jeglicher Verurteilung: „Weder Kains bzw. Abels Sehnsucht nach Gerechtigkeit – noch sein Ringen um Gottes Zuneigung kann doch verwerflich sein!“ Die ständige Wiederholung der Geschichte im alltäglichen Leben, mit der sich der Hörer leicht identifizieren kann, verdeutlicht, dass der Mensch von sich aus die Gesetze des ‘Spiels’ nicht abändern, auch im Rückblick nicht aus den Regeln ausbrechen kann. Das Predigende entwirft ein Bild, das sich aus menschlicher Perspektive zunächst als Vision darstellt, jedoch letztendlich die Verheißung trifft, in die der Mensch von und vor Gott gestellt ist: „Das – wenn es das gäbe: Wenn das gäbe: Wenn das Stück keine Aufführung wäre, sondern eine Probe [...]. Das – wenn es das gäbe: Wenn Kain nicht von seiner Umwelt verflucht unsted und flüchtig bleiben müsste. Wenn Abel nicht im Staub liegen bliebe. [...] Und daß es das gibt – ist der Kern des Evangeliums. [...] Daß

es *das* gibt – trotz der berechtigten und schmerzhaften Warumfrage, die uns immer wieder zurückwirft in unserer Begrenztheit, daß wir Gott nicht verstehen können, aber er uns. [...] Daß es *das* gibt: läßt den kleinen Jungen aufatmen und hoffen, *daß es das gibt*: daß Menschen – mit den Augen Gottes angesehen – sich unter unseren Augen aus dem Staub erheben – können und werden.“ Auch hier, in der Verkündigung des Evangeliums, bleibt der Mensch in der Ambivalenz von ‘Schon jetzt’ und ‘Noch nicht’. Unbeantwortbare Fragen lassen ihm keine dauerhafte Ruhe: Er lebt aus der Verheißung und auf sie hin. Was für ein Ausblick, in den die Predigt Einblick gibt und der den Menschen erst leben lässt ...

d) Entdifferenzierung durch das Unterhaltungs-Diktat

Die Problematik der Differenziertheit in Bezug auf sprachliche Strukturen wird gegenwärtig oft dadurch verstärkt, dass das ‘delectare’ der Predigt gegenüber dem ‘move-re’ an Bedeutung gewonnen⁹ und der Anspruch an den Unterhaltungswert sich erweitert hat. Ein Prediger formuliert explizit als „11. Gebot“: „Du sollst nicht langweilen“, ohne zu reflektieren, wann und wodurch Langeweile hervorgerufen wird. Auch wenn augenzwinkernd-gutmeynender Humor als „gutmütige Seite der Wahrheit“ (Mark Twain) durchaus befreiend wirken kann, indem er die Realität zwar ernst, aber nicht schwer nimmt, geht im Witz durch gezielte Polarisierung schnell die klare Intention des Evangeliums verloren. Die Forderung nach Kreativität bei der Predigtarbeit ist deshalb mit Vorsicht zu genießen. Innerhalb des vorliegenden Materials weisen Predigten, die sich dem Diktat der Unterhaltungsgesellschaft unterwerfen, oft Schwierigkeiten in der Differenzierung von Sach- und Beziehungsebene und daraus folgend mit der Einheitlichkeit der Intention auf und neigen zu Klischeedenken. Kreativität darf nicht zum Gesetz werden, was, ähnlich dem Befehl zur Spontaneität, eine paradoxe Handlungsaufforderung darstellte. Dagegen kommt dem theologischen Gehalt eindeutig Priorität zu und vielleicht ist für den Prediger der Gedanke entlastend, dass auch eine inhaltliche Spannung und Faszination durchaus fesseln kann – wenn sie dazu Humor ausstrahlt, um so besser.

e) Proportionsprobleme zwischen Gesetz und Evangelium

Sprache und Form, Aufbau und Länge einzelner Predigtteile tragen zur Gewichtung des Inhalts bei. Eine Predigt, die durchaus intendiert, den Hörer vom Gesetz zum Evangelium zu führen und mitzunehmen, hat es schwer, an diesem Ziel anzukommen, wenn die Ausführung des Evangeliums an Länge und Farbe gegenüber der Schilderung vom Leben unter dem Gesetz, der Schattenseiten und der Zerrissenheit des Lebens, deutlich zurücksteht. Eine naheliegende Gefahr, denn zweifellos ist es leichter, in der leidgeprägten Welt das Leben unter dem Gesetz zu entdecken, als Spuren des Evangeliums zu lesen. Während das Gesetz unmittelbarer Erfahrungshorizont des Menschen ist, klingt das Evangelium immer nur als Verheißung an: „Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung hin“ (Röm 8, 24).

Ein dem ersten, dunkel gefärbten Teil einer Predigt gegenüber kurzer und formelhafter Schluss kann den Eindruck des Anfangs nicht ausgleichen und bleibt dem Hörer weni-

ger in Gedächtnis und Gefühl, selbst wenn er starke christologische Fundamentalbegriffe aufbietet, die dann allerdings eher floskelhaft wirken: der „gekreuzigte Christus als Gottes Kraft und Weisheit“ oder der „Glaube an die Erlösung durch Jesus Christus“, aber auch Sätze wie „Gott ist spürbar für uns Gott“ oder „Gott ist anders“. Ausgleichend auf das Verhältnis von Gesetz und Evangelium kann die sprachliche Gestaltung wirken, wenn sie bildhaft und lebensnah gelingt, weil sich der Hörer leichter identifizieren und einbezogen fühlen kann. Um theologische Chiffrenbildung zu vermeiden, ist es hilfreich, jede Aussage über Gott und den Glauben daraufhin zu überprüfen, ob sie als Antwort verständlich ist. Beispiele in den genannten Fällen wären kurz gefasst folgende Anfragen: Was bedeutet „gekreuzigt“ für mich heute, was das Prädikat „Christus“? Was bewirken „Gottes Kraft und Weisheit“? Inwiefern hat Jesus Christus mich erlöst? Wo ist Gott spürbar Gott allen Lebensrealitäten zum Trotz? Schließlich, als Höhepunkt: „Gott ist anders“ – ja, wie denn?! Mit pointierter Frage nach Konkretion theologischer Fachsprache wird Chiffren- und Klischeebildung leichter als solche entlarvt.

f) **Moralisierung und Verleugnung des Gesetzes**

Zwei weitere Tendenzen zur Entdifferenzierung stehen sich in dem durchgesehenen Predigtmaterial diametral gegenüber, die Moralisierung des Gesetzes einerseits und seine Verleugnung andererseits.

- „Warum möchte ich kein Modellchrist sein vor Gott? Warum bin ich so leicht ungehorsam? Warum treibe ich so leicht meine Spiele, ohne daran zu denken, dass Gott mich doch sieht? [...] Ja, vielleicht, vielleicht ist auch mit meinem Gottesdienst etwas falsch. So wie ich bete.“ In diesen Sätzen, die den Anfang einer Predigt zu Jes. 1, 2-20¹⁰ bestimmen, zeigt sich die Problematik einer moralisierenden Verkündigung des Gesetzes. Vier Worte stechen hier ins Auge: Der Fragepartikel „warum“, das Verb „möchten“, die Bezeichnung „Modellchrist“ und das Adjektiv „ungehorsam“.
- Der Begriff „Modellchrist“ suggeriert die Vorstellung eines Ideals, eines Gott wohlgefälligen und gehorsamen Menschen. Ein „Modellchrist“ steht in direkter Beziehung zu Gott, indem er das Wort Gottes nicht nur hört, sondern auch als solches identifiziert und ihm gehorcht. Er hört die Forderungen¹¹ des Gesetzes und befolgt sie, d.h. er geht mit dem Gesetz um und steht nicht mehr darunter. Das Verb „möchten“ weist auf die individuelle Willensentscheidung hin, die die Person dazu befähigt, sich zum „Modellchristen“, d.h. zum Prototyp des vorbildlich-ethisch handelnden Menschen, zu erheben. Wie der Nachsatz zum Thema Gebet zeigt, zersplittert das Gesetz in einzelne moralische Appelle, so dass der Mensch immer wieder neu vor der Entscheidung steht, es aus seiner menschlichen Kraft zu erfüllen. Zu dieser Entscheidung ist er prinzipiell fähig, die Frage, warum er sich nicht angemessen verhält, bleibt dem Prediger offen: Es geht ihm nicht um ‚Können‘, sondern um ‚möchten‘. Das Leben stellt in seiner Gesamtheit einen Kraftakt des Menschen dar, sich aus der Tiefe der Sündhaftigkeit zu befreien: Immer wieder von neuem der Versuch, sich zum „Modellchristen“ „zu-recht-zumachen“. Das

Motiv des „Hände waschen! Öfters die Sünden bekennen. Dann vom Bösen ablassen.“¹² dominiert den weiteren Verlauf der Predigt: Der Mensch ist auf sich selbst geworfen; diese Aussage wird durch den bedrängenden Fragecharakter verstärkt.

- Verleugnung des Gesetzes geht zwar von anderen Voraussetzungen aus, mündet aber in dieselben Konsequenzen wie eine moralisierende Verkündigung. Das Evangelium verliert seinen Verheißungscharakter, Erfüllung tritt an die Stelle von Verheißung: „[...] etwas Besseres kann uns nicht passieren, als dass Jesus in unsere Mitte kommt [...]“.¹³ Das macht uns zu dem, was wir bestenfalls sein können: Gottes fröhliche Kinder.“ oder „Komme, was wolle: Euch kann nichts und niemand mehr etwas anhaben, denn ich bezahle mit meinem Leben für all euer Versagen.“ Die Predigt behauptet hier die Überwindung der Welt durch die Menschwerdung Gottes. Die Ambivalenzen der Welt, das Leiden an der Zerrissenheit zwischen Sehnsucht und leidvollen Erfahrungen wie schuldhaften Verstrickungen, scheinen aufgehoben. Der Christ¹⁴ steht als innerweltlich Erlöster über allem, unerreichbar und unberührbar.¹⁵ Ein solches Weltbild verzeichnet die Realität, wie alsbald deutlich wird: „Es ist schon so, wir haben gut Lachen.“ – behauptet der Prediger. Aber es ist gerade nicht so; ein Mensch, der die Zwiespältigkeiten, Zerrissenheiten und den Unfrieden der Welt differenziert wahrnimmt, hat oft nicht gut lachen, sei er Christ, Andersgläubiger oder Atheist. Die Verheißung ist noch nicht erfüllt, sondern ‚auf Hoffnung hin‘, und es stellt eine paradoxe Handlungsaufforderung dar, „dem Tod ein österliches Lachen ins Gesicht“ zu lachen. Abgesehen davon, dass es gerade das Konstitutivum von Paradoxien ist, nicht erfüllbar zu sein, den Hörer also auch formal in Hilflosigkeit zu stellen, wird er inhaltlich damit aufgefordert, die Stelle Gottes einzunehmen. Es widerspricht seinem Wesen und seiner Empfindung als Mensch, der unter dem Gesetz des Todes *steht* und in Beziehung zu einem mitleidenden Gott *lebt*, eigenes oder fremdes Leid und Tod in dieser Weise leicht zu nehmen. Der Hörer wird überfordert und eher in tiefere Verzweiflung gestoßen, da es an ihm ist, sich eine derartige Haltung zu eigen zu machen.

Evangelische Verkündigung des Gesetzes ist dagegen gekennzeichnet durch ihre Radikalität. Das Gesetz stellt nicht einzelne mögliche Handlungsweisen in Frage, sondern trifft den Menschen in seinem Wesen. Es geht nicht um seine Moralität, um Tatsünde, sondern um eine Seinsbeschreibung, die ‚Gottverlassenheit‘, die ihn konstituiert und in der Rede von der Erbsünde mythisch-theologisch begründet ist. Der Mensch hat sich von Gott getrennt und lebt in den Verstrickungen der Welt, in denen er unwillentlich schuldig wird. Die die Welt bestimmende Kette von Schuld und Sühne kann er selbst nicht sprengen; er erträgt die Spannung, die aus der Sehnsucht nach Gottesnähe entspringt und lebt aus ihr. Indem das Gesetz fordert, fällt es das Urteil und führt dem Menschen vor Augen: „Auf dich bin ich geworfen von Mutterleibe an“ (Ps 22, 11). Erst die Eindeutigkeit des Gesetzes befreit einerseits den Menschen aus der Verkrampfung, sich nach dem Unerreichbaren auszustrecken, und ermöglicht andererseits die Unbe-

dingtheit des Evangeliums. Die Verkündigung des Gesetzes auf dem Hintergrund des Evangeliums hat in dieser Hinsicht auch ein sehr entlastendes Moment. Eine Predigt zu Ostern verdeutlicht dies äußerst differenziert: „Deshalb gehört zur Osterfeier im Namen Christi der Rückblick und die Erinnerung an Gründonnerstag und Karfreitag, ohne die Verzweiflung und ohne die Stunde des Verrats ... da Jesus auf eine Wende vor dem Tod hoffte, im Gebet mit Gott um sein Geschick rang, da es Menschen nicht aushielten bei ihm und einschliefen, weil sie die Konfrontation mit ihrer eigenen Verantwortung nicht aushielten. Ohne jene dunklen Stunden wäre nicht zu verstehen, warum Christus solches leiden musste, Gethsemane, der Verrat, die Hinrichtung sind die Stunden der Menschen, das ist auch unsere Stunde, die Stunde der Verlassenheit, die Stunde der Schuld.“ Die Freude über Ostern wirkt nicht ausschließend auf das Leiden in und an der Welt, sondern Freude und Leid werden nach menschlichem Ermessen unaufhebbar miteinander verknüpft: „[...] diese Hoffnung auf ein neues Leben [...] bildet sich am Karfreitag [...] ... wenn die Frage im Raum steht : Warum musste Christus solches leiden?“ Nicht anders als im Rückblick, von Ostern ausgehend, lässt sich ohne verträglich zu erscheinen sagen, dass Leid nicht das letztgültige sein wird, sondern Hoffnung und Erwartung darauf aufbauen. Auch Jesus selbst bleibt nicht unberührt, seine Empfindsamkeit ist eine menschliche, die ihn dem Hörer nahe bringt und Verurteilung, ebenso für die neben und mit ihm anscheinend scheiternden Menschen, fern sein lässt: Nicht anders als für die Jünger ist die angstbeladene und menschlich ausweglose Situation für Jesus selbst schier unerträglich. Das menschliche Verhalten der Jünger wird mit Worten geschildert, die die Situation in ihrem Zusammenhang nachzeichnen und auf Verstehen dringen. Es ist nicht ihre Gleichgültigkeit oder gar 'böser Wille', der sie einschlafen und Jesus alleinbleiben lässt, vielmehr erscheint die Belastung für sie unerträglich groß. Müdigkeit und Schlaf können auch unter psychologischen Gesichtspunkten einen Schutz vor zu bedrängenden Situationen sein, und jeder Hörer wird die Unmöglichkeit der Abwehr kennen, wenn der Schlaf ‚sein Opfer‘ fordert. Indem die Predigt Verantwortung und Ohnmacht beschreibend kontrastiert, entlastet sie den Menschen und weist schon in sich auf Ostern als Geschehen hin, das die Gegensätze vereint. Auf diesem Hintergrund wird die Härte, die das Leben in aller Vieldeutigkeit in sich trägt, auf so 'weiche', einführende Art geschildert, dass der Hörer sich davon berühren und öffnen lassen kann.

g) Ethisierung und Konditionalisierung des Evangeliums

Im Gegenüber, nicht im Gegensatz zu einer Verkürzung des Gesetzes steht eine Verflachung des Evangeliums. Es lässt sich hier oft ein Abhängigkeitsverhältnis beobachten.

Kann der Mensch durch moralisches Handeln das Gesetz erfüllen, ist er folglich in seinem Wesen nicht auf Gott geworfen, so bedarf er statt des Zuspruchs des Evangeliums der Paränese: „Also: Hände waschen. Vom Bösen ablassen. Gutes tun, sagt er [Jesus – Anm. d. V.] hier. Dann sagt er noch: den Unterdrückten helfen. Au. Jetzt geht es schon ein bisschen weiter als mein kleiner Hauskreis.“ Weiter: „Aber Gott spricht

auch hier zu Menschen, und meint, sie könnten sich noch ändern, und meint sie könnten sich noch bessern. [...]Licht in der Welt sein! Licht in meiner Familie sein, damit sie die guten Werke sehen, und dass dann auch Gott verherrlicht wird.“ Die mangelnde Ermutigung, die den Menschen mit unmenschlichen Forderungen allein lässt, welche zudem Jesus bzw. Gott in den Mund gelegt werden,¹⁶ findet ihren Ausdruck in sprachlichen Strukturen. Wieder treiben Redundanzen den Hörer mit sprachlicher Gewalt in die Enge. An die Stelle eines Kohortativ oder eines Imperativ, der in gesetzlichen Zusammenhängen bestimmend wirkt, tritt nicht selten ein Infinitiv mit appellativem Charakter. Zwar wird anscheinend versucht, die explizite Aufforderung zu vermeiden, dabei allerdings wohl nur das sprachliche Mittel und nicht die erzielte Wirkung bedacht. Ähnlich bedrängend erscheint die gesetzliche Form der rhetorischen Frage, die dem Hörer durch ihre untergründige Vorgabe keine Freiheit lässt, und das ‘synergistische’ „Dann“, das sich hier allerdings nicht auf das Heil des Menschen, sondern auf die Herrlichkeit Gottes bezieht.

In anderen Predigten wird das Evangelium zwar nicht durch die Paränese ersetzt, jedoch davon abhängig gemacht. In diesem Zusammenhang ist das Kriterium der Konsistenz von Inhalt und Sprache von Bedeutung, also die Frage, ob die Sprache den intendierten Inhalt transportiert oder transformiert. Tiefenpsychologische Interpretationen legen sich dann unvermeidlich nahe: Homiletische Ausdrucksformen lassen unbewusste Momente der Persönlichkeit des Predigers über seine ausdrückliche Theologie hinaus zur Sprache kommen und werden vom Hörer auf einer ebenfalls unbewussten Ebene rezipiert. Infolgedessen kann er diese Inhalte nicht rational erfassen und sich auch nicht dagegen abgrenzen. „Er [Jesus – Anm. d. V.] hat gar keine großen Vorleistungen erwartet, was theologische Kenntnisse und so weiter angeht, – sondern irgendwie nur dieses ganz intuitive, tiefe Empfinden: Ich erkenne, was etwas wert ist! Ich erkenne das Göttliche, – ich erspüre es, ich suche es!“ Das verräterische Wörtchen „nur“ weist auf eine Einschränkung der Unbedingtheit des Evangeliums hin: Der Mensch muss zumindest eine Voraussetzung erfüllen, um die Verheißung zu empfangen: Intuitiv empfinden. Indem die Bewegung nicht von Gott, sondern vom Menschen ausgeht, hängt alles von ihm selbst ab. Und schließlich: Wie einfach theologische Erkenntnisse zu erwerben wären im Vergleich zu der Bedingung, die der Prediger aufwirft, wird nicht bedacht, stellt doch gerade das Nicht-(An-)Erkennen des ‚Göttlichen‘ das Charakteristikum des Menschen vor Gott schlechthin dar. Ebenso wenig kommt die Einsamkeit und Ausweglosigkeit in den Blick, die ein Hörer empfinden muss, der im menschlichen Zwiespalt von Sehnsucht nach Gottes- oder Welterkenntnis und geschöpflicher Begrenztheit steht. Er kann sich im Prinzip nur dem Prediger anschließen: „Wehe dem – oder derjenigen, die darauf keine Antwort mehr haben: ‘Ich weiß nicht, was mir heilig ist! Eigentlich nichts!’ Schade!“ Bei diesem bedauernd-endgültigen ab- und so den Menschen in sich verschließenden „Schade“ bleibt es dann auch, Perspektiven werden jedenfalls nicht eröffnet.

Auch eine Verleugnung des Gesetzes kann zu einer Vermischung von Evangelium und Paränese führen: Leben wir schon als Erlöste, so brauchen wir auch den Zuspruch nicht mehr. Es steht in der Verantwortung des einzelnen Menschen und seiner individuellen Lebensgestaltung, schon jetzt in der Erlösung zu leben und letztlich auch zu wirken. So folgen aus Charakterisierungen wie Christen als „fröhliche Kinder Gottes“, als im Leben oder vom Leben Bevorzugte sozusagen, fast zwingend ethische Forderungen: „Und das Schöne ist nun: Wir können auch anderen dabei helfen, dass sie gut lachen haben. Das ist etwas ganz Organisches, so wie auch ein schönes Lachen oft ansteckend wirkt. Ist es nicht eine schöne Aufgabe, dass wir unsere Mitmenschen mit der Liebe Gottes¹⁷ anstecken?¹⁸ Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Ich habe euch dazu bestimmt, dass ihr Frucht bringt und eure Frucht bleibt.“ [...] Wir müssen nicht aus eigener Kraft großartige Dinge auf die Beine stellen. Vielmehr sind wir dazu eingeladen, unser Leben von der Liebe Gottes durchwirken zu lassen – so, wie sich Pflanzen von der Sonne bescheinen lassen und Früchte bringen. [...]“ Deutlich wird an dieser Stelle die Bemühung des Predigers, Mut und Lebensfreude zuzusprechen, was jedoch gerade durch die Atmosphäre einer ‘heilen (christlichen) Welt’ verhindert wird. Mit einer anderen Einleitung hätte der Satz „Wir müssen nicht aus eigener Kraft großartige Dinge auf die Beine stellen“ sehr befreiend und evangelisch entfaltet werden können.

Wieder kommt es auf die genaue Formulierung an: Es wird zur „Aufgabe“ des Menschen, die „Liebe Gottes“ transparent werden zu lassen. Sie wird auf einen rein natürlichen, „organischen“, also auch weltlichen Gesetzen entsprechenden Vorgang reduziert, anstatt dem Menschen, der zu dieser vollkommenen Liebe seinem Wesen entsprechend nicht fähig sein kann, von Gott her zugesprochen zu werden. Die Formulierung in diesem Zusammenhang – „dass wir anstecken“, also „dass“ mit Präsens Indikativ – schreibt den Menschen noch stärker fest, indem sie einen Zustand als gegenwärtigen beschreibt, der in dieser Vollendung nur Vision sein kann. Konsequenterweise folgt wieder eine rhetorische Frage.

Formulierungen wie „Vielmehr sind wir eingeladen“ stehen oft anstelle eines Imperativs oder Appells, wirken dabei aber in ihrer Subtilität hintergründiger und schwerer identifizierbar, so dass eine emotionale Abgrenzung des Hörers vom Text jedenfalls nicht erleichtert wird. Die bedingungslose Liebe Gottes ist letztlich doch nicht unbedingt: Voraussetzung ist unsere Annahme und Bereitschaft, „unser Leben von der Liebe Gottes durchscheinen zu lassen“. Jede Bedingung, und sei sie scheinbar noch so klein und unscheinbar (verräterisch in diesem Zusammenhang immer wieder das Wörtchen „nur“), verdreht das Evangelium und stellt den Menschen auf sich allein Gott und Welt gegenüber. Im vorliegenden Fall tritt konsequent, aber verstärkend hinzu, dass das erste Axiom, Christen sind „fröhliche Kinder Gottes“, einer Überprüfung und Konfrontation mit der Realität nicht standhält.

Appelle sind fast unvermeidlich Gestalten der Vergesetzlichung des Evangeliums: „Ergreifen wir doch das tolle Angebot Gottes!“, aber auch Formulierungen wie: „Auf diese Weise zeigte Gott uns einen Schlüssel für ein zufriedenes Leben in der Beziehung

zu ihm“ oder die Hilfsverben ‘sollen’ und ‘müssen’. In Vermeidung der letzteren findet sich der klassisch pastorale Gebrauch von ‘dürfen’ oder ‘können’.

Ein besonderes Problem stellen Konditionalgefüge mit ‘wenn’ oder ‘falls’ dar, vor allem im Zusammenhang mit der Rechtfertigung, deren Charakteristikum gerade ihre ‘Grundlosigkeit’ ist: „Wenn wir uns in unserem Leben von Jesus Christus her bestimmen lassen, strömt uns die Kraft der Liebe zu [...]. Wenn wir uns von seinen Bildern des Glaubens anregen lassen, dann kann unser Glaube wachsen. Wenn wir uns erfüllen lassen vom Geist Christi, ist uns schier Udenkbares möglich.“ Und schließlich: „Wenn wir uns auf Veränderungen einlassen, dann werden wir entdecken, dass gerade in diesen Veränderungen Gott bei uns bleibt.“ Generell ist ein differenzierter und reflektierter Umgang mit Bedingungssätzen gefragt, stellen sie doch durch ihr impliziertes ‘Entweder-Oder’-Schema Realität vereinfachend dar. Im zitierten Beispiel wird Lebensqualität abhängig gemacht von einem Glauben, der als individuelle Fähigkeit vorgestellt wird, so dass der Mensch in eine doppelte Verantwortung entlassen wird: Für seine im Glauben gelebte Beziehung zu Gott und für ein befriedigendes Lebensgefühl. Wird das Leben gegenteilig erfahren, so werden Schuldgefühle und Hilflosigkeit verstärkt. Es mag Situationen geben, in denen uns auch im Glauben noch nicht einmal das Denkbare möglich ist, geschweige denn das Udenkbare.

Eine Predigt dagegen, die, statt den Menschen auf sich selbst festzunageln, nach dem Blickwinkel Gottes Ausschau hält, kann Trost zusprechen, ohne zu vertrösten: „An Ostern feiern wir Christen den Sieg des Lebens über den Tod, nicht den Triumph der Natur über den Verfall; genauer gesagt: Den Sieg bewussten menschlichen Lebens über alles, was dieses Leben, das bewusste, das erlebte und erlittene Leben zerstört, durch Christus hat das Frühlingsfest einen neuen Sinn bekommen, die Blütenpracht des Frühlings ist zu einem Zeichen für eine noch viel wichtigere Erneuerung geworden: Es gibt immer wieder Leben und Gemeinschaft, auch dort, wo durch Eiszeiten des Unfriedens und der Unversöhnlichkeit alles Leben abgestorben scheint.“ [aus der eingangs zitierten Osterpredigt]. Die zunächst inhaltlich nicht gefüllten Worte vom „Sieg des Lebens über den Tod“ bleiben nicht formelhaft stehen, sondern werden mit Bedeutung gefüllt und von anderen Sichtweisen wie einer naturreligiösen abgesetzt. Es geht nicht um Gesetzmäßigkeiten der Natur, die sich ihrer selbst gemäß immer wieder erfüllen und einen fast selbstverständlichen Kreislauf bilden, sondern um ein Ereignis, das demgegenüber alle Kreisläufe durchbricht und neue Perspektiven schafft.

So sehr der Mensch in seinem Bedürfnis nach Ordnung und Kontrolle danach strebt, kann im Leben keine klare Abgrenzung von ‚Jahreszeiten‘ vorgenommen werden, vielmehr durchdringen sich, um im Bild zu bleiben, Sommer wie Winter. Eben jene Spuren des Evangeliums auch in den „Eiszeiten des Unfriedens und der Unversöhnung“, in denen Tod zu herrschen scheint, zu entdecken und damit Welt aus einer ‘evangelischen’ Perspektive zu betrachten, versucht die Predigt. Die differenzierte Charakterisierung des Lebens als „bewusstes, erlebtes und erlittenes“ fordert weder vom Menschen selbstmächtigen und weltverändernden Aktivismus, noch reduziert sie ihn auf eine bloße

Passivität des Erleidens. Welt und Mensch bleiben in ihrem Wesen vieldeutig, indem sie Aktivität und Passivität, Leid und Freude, Eiszeiten und Frühling implizieren. Auch der Form nach belastet die Predigt in diesem Sinn den Menschen nicht mit Schuldzuweisungen, wenn sie ihn eher als Objekt denn als Subjekt dessen, was Leben zerstört, darstellt. Diese unfriedliche und beziehungszerstörende Kraft bleibt in der Welt real existent, Ostern erscheint als Feier dessen, was dem Menschen verheißen ist, woraus er lebt und dem im Leben auf die Spur zu kommen er bemüht ist: letztgültiger „Sieg des Lebens über den Tod“.

h) Einschränkung durch Vorbilder

Nicht selten steht in Wechselwirkung mit der Ethisierung von Gesetz und Evangelium eine Christologie, die Christus allein als Vorbild versteht: Jesus als ‚der gute Mensch von Nazareth‘. Die Problematik einer Engführung der Bedeutung Jesu Christi hin zu bloßer Vorbildchristologie blendet den soteriologischen Charakter aus, wie bereits unter theologischer Perspektive angeklungen ist.¹⁹ „Jesus zeigt uns, wie Leben wirklich gelingt.“ – „Menschwerdung heißt für Jesus einmal, die verkrampfenden und an sich raffenden Seiten der menschlichen Seele loszulassen, um sein wahres Selbst zu finden, das einzigartige Bild der Seele, in dem Gott sich selbst spiegelt in seiner unbeschreiblichen und unermeßlichen Schönheit.“ – schon kleine Sätze liefern versteckte Hinweise auf die Intention der Predigt. Die Behauptung, gelingendes Leben (ungeachtet der Frage, ob es das nach menschlichem Bemühen und Ermessen überhaupt geben kann) ausschließlich in Abhängigkeit von einer ethisch-moralischen Orientierung an der Person Jesu zu stellen, erscheint nicht weniger problematisch als die Übertragung des eigentlich theologischen Begriffs der Menschwerdung auf eine rein anthropologische Ebene. Verstärkt durch die Verbindung mit einer mit Jesus als Sohn Gottes assoziierten Prädikation, wirkt die Forderung nach am Bild Jesu orientierter ‚Selbstgestaltung‘ als Meßlatte, die über den Menschen hinweg buchstäblich in den Himmel ragt.

Das spezielle Problem der Vorführung Jesu als Maßstab für Leben und vor allem Handeln findet sich in abgemilderter Form bei jeder Berufung auf Vorbilder. Synchron zu ihrer möglichst eindeutigen Schilderung stehen sie in der Gefahr einer einseitigen Verzeichnung, die insofern etwas Übermenschliches und Unerreichbares gewinnt. Abgesehen davon, dass die Predigt damit dem Selbstverständnis der jeweiligen Person wohl in den seltensten Fällen gerecht wird, ziehen Vorbilder nicht nur in ihren Bann: sie bannen auch, nämlich den Menschen auf sich selbst sowie seine ihm eigentümliche Kreativität. Fixiert auf die (idealisierte) Lebensgestaltung oder -bewältigung des anderen, lässt sich der Blick nur schwer vom Gegenüber lösen und auf andere individuell gestaltbare oder passiv erlebbare Lebensmöglichkeiten richten. Die Passivität einer aktiven Gestaltung als Zuwachsen von (kreativen) Lebensmöglichkeiten wird verkannt, wenn ein Bild vor den Hörer gestellt wird, das in sich geschlossen bleibt und als Unnachahmliches den Menschen lähmt und vom Leben abschneidet.

2.3 Metaphern – Differenzierung und Entdifferenzierung durch Veranschaulichung²⁰

a) Nebenwirkungen – Assoziationen und Konnotationen beim Metapherngebrauch

Wie sehr der Teufel im Detail steckt, zeigt sich auch schnell am wichtigsten Mittel der Predigtsprache, der Metapher, die für den Missbrauch genauso anfällig wie für den Gebrauch unverzichtbar ist. Bei jeder metaphorischen Wendung stellt sich deshalb die Frage nach möglichen Assoziationen, Konnotationen und nach dem begrifflichem Umfeld. Eine Metapher aus dem wirtschaftlich-technischen Bereich bindet den Hörer an eine Welt von Konkurrenzkampf und Machtstreben, führt ihn nicht darüber hinaus zu einer Sicht, wie sein Leben von Gott her gesehen werden kann: „Vielleicht sollten wir Christen etwas mehr von dem zeigen, was die Wirtschaft ‘Produktstolz’ nennt. Stolz auf die vielen Schätze, die wir in unserer christlichen Kultur besitzen und die sich jedem von uns durch die Bibel erschließen. Gerade wir Protestanten sollten stärker als bisher Flagge zeigen und eine christliche corporate identity entwickeln.“

Gewiss liegt die Intention des Predigers darin, an die positive und bewegende Kraft des Christentums allen Fehlleistungen in der Geschichte zum Trotz zu erinnern. Betrachtet man das Wort „Produktstolz“ jedoch näher, so tritt die Schwerpunktsetzung der gesamten Predigt ans Licht: die eigene Produktion bzw. Produktivität des Individuums steht als Objekt des Stolzes im Mittelpunkt. Abgesehen von der problematischen Konnotation von Wert und Unwert ist in christlicher Predigt nicht die Selbsttätigkeit, sondern die Erlösungsbedürftigkeit das Charakteristikum des Menschen schlechthin, eine zutiefst menschliche Grunderfahrung. Die Rede vom Produkt läuft dem insofern zuwider, als sie den Menschen an seine Selbsttätigkeit bindet. Der Nachsatz, „die sich jedem von und durch die Bibel erschließen“, wirkt zunächst relativierend, der weitere Verlauf der Predigt macht jedoch deutlich, dass das Prinzip des Selbst-Tuns, eigentlich der Selbsterlösung, weiter bestimmend bleibt: „Im Geist der Bibel, liebe Gemeinde, ist der Mensch kein Zufallsprodukt, [...] sondern jeder einzelne Mensch wird als von Gott gewollter Partner betrachtet, der als Treuhänder der Schöpfung die Erde [...] bewahren soll.“ Die Funktion der Schöpfungsbewahrung scheint das Konstitutivum der Partnerschaft zu sein; auch hier geht die Bewegung wieder vom Menschen aus, der durch Missachtung seiner „Treuhänderschaft“ die Beziehung von sich aus abrechnen kann. Die leicht moralisierende Verwendung des Verbs ‚sollen‘ ist an dieser Stelle nur konsequent, expliziter wird im weiteren Verlauf nach der „Leistungsfähigkeit des sozial-ethischen Leitbildes, das in unserer Gesellschaft herrschen soll“ gefragt: „Es ist an uns, liebe Gemeinde, die Augen aufzumachen, nach links und rechts zu blicken und wahrzunehmen, was um uns herum geschieht und darauf zu achten, wo wir gefordert sind, uns zu engagieren. [...] Schließlich ist uns gesagt, was gut ist und was Gott von uns fordert [...].“ In der zitierten Predigt wird der Hörer mit diesen Forderungen ent- und alleingelassen, das Befreiende am Evangelium kommt nur formelhaft zur Sprache und damit nicht zur Wirkung. Formulierungen wie „es ist an uns“ weisen den Menschen unmiss-

verständlich auf sich selbst zurück, ohne Perspektiven über die eigenen Fähigkeiten hinaus zu eröffnen.

Konsequentes Weiterdenken von Bildern führt oft zu absurden Konsequenzen, wie im folgenden Beispiel zum „Burn-out-Syndrom“²¹: *„Wenn es um unser Leben geht, sind wir nicht so zimperlich. Mit unserem Auto fahren wir auch jede Woche zum Auftanken, einmal im Monat oder vermutlich öfter in die Waschanlage, alle 2 Jahre prüfen wir beim TÜV, ob es unserem Auto noch wirklich gut geht und ob die tragenden Teile wirklich noch tragfähig sind. Wenn dann Mängel festgestellt werden, gönnen wir unserem Auto einen teuren Kuraufenthalt in Bad Grottefeld oder Bad Kulo... (Mindener Autohändler). Warum gehen wir mit unserem Leben z. T. so sorglos um? Warum sind wir ständig auf Touren und haben Mühe, zur Ruhe zu kommen?“* Kirche also als TÜV für die Seele – bleibt dem Hörer wohl nur die Frage, wann der ‚große Seelenprüfer‘ uns denn verschrotten lässt.

b) Die Ausführung vorgegebener Metaphern

Auch bei der Ausführung und Übertragung biblischer Metaphorik ist zu bedenken, dass die Denkschemata und Akzente, die Welt und Gesellschaft setzen, überwunden werden. Die den Menschen einordnende, also schnell polarisierende Frage nach dem ‚was‘ – Was bist, hast, leitest etc. du – wird aufgehoben durch das sich unbedingt zuwendende Wort Gottes. Eine Predigt über Kol 3, 12-17, die das Motiv der Kleidung aufgreift, wirft den Menschen auf sich selbst und die Welt zurück, wenn sie bei den Lebensbedingungen verharrt, die das Bild nahe legt. Im genannten Text weisen folgende Formulierungen darauf hin: *„[...] viel Aufsehen erregen [...] Sie sind zu allen Gelegenheiten tiptop gekleidet. [...] Liebling jeder Gesellschaft [...] Motto der Herstellerfirma: ‚Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!‘ Wer sonst könnte wohl solch eine Garantieerklärung abgeben?“* Nach Auskunft dieser Predigt verändert der Mensch seine Situation in der Gesellschaft, indem er die „Garderobe Gottes“ anzieht. Wieder ist der Mensch auf sich alleingestellt, muss etwas bewirken, um bestehen zu können. Er muss sich selbst im wahrsten Sinn des Wortes ‚zurechtmachen‘, und die Predigt verbleibt in den Denkschemata, in denen sich alles um Erfolg vor den Menschen, Gefallen, Sicherheit dreht. Auch hier folgt konsequent die Beschreibung der Situation des Menschen unter rein ethischen Maßstäben, die dem Kontext, in dem die Perikope im Kolosserbrief steht, nicht entspricht: *„Seid ihr nun mit Christus auferstanden, so sucht, was droben ist [...]. Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott.“* (Kol. 3, 1+3). Es ist uns Leben im ‚Gewand Gottes‘ verheißen, die Forderung einer Realisierung kraft des Menschen in der Welt überfordert ihn wesentlich.

c) Die metaphorische Kraft der Anrede

Zu den zentralen Metaphern der Predigt gehört die Anrede. Ihr Gebrauch wirkt sich wie ein Vorzeichen vor der Klammer auf die Differenziertheit einer Predigt aus.

• Eine Predigt über Mk 4, 26-29 mit sehr positiver bis euphemistischer Sicht auf Mensch und Welt ist zwar bemüht, auch das Dunkle im Leben zu bedenken; im Endeffekt jedoch verschweigt sie zugunsten der Fruchtbarkeit „unsere[r] Krisen, unsere[r] Niederlagen, unsere[r] Misserfolge“ das Leid und die Verzweiflung, die in diesen Tiefpunkten wirksam sind, und geht dadurch doch über Leid und in der Konsequenz sogar über den Tod hinweg. Der Zusammenhang mit der Anrede „Meine Schwestern und Brüder!“, die durch das Possessivpronomen vereinnahmend und harmonisierend wirkt, legt die Vermutung nahe, dass sich dem Prediger die Realität des Todes, also gerade die Aufhebung jeder Gemeinschaft, verschließt. Die Anrede scheint mit der Herstellung von Harmonie der Trennungsangst entgegenwirken zu wollen, eine Art Vertrauensvorschuss beim Hörer zu erwirken. Die Gefahr dabei ist jedoch, dass die erzielte Wirkung der eigentlich intendierten zuwiderläuft, mancher Hörer wird die Formulierung eher als grenzüberschreitend und Besitz ergreifend wahrnehmen und im Gegenzug um so vehementer ein Bedürfnis nach Abgrenzung zur Geltung bringen.

Die Anrede „Liebe Schwestern und Brüder“ wird kaum auf ihren primär theologischen Sinn hin aufgefasst, sondern als Zeichen einer engen, u. U. emotional bedrängenden Bindung empfunden werden; mehr Raum lässt dagegen eine Anrede, die dem Hörer die Freiheit lässt, selbst den Grad der Nähe zu bestimmen, z.B.: „Liebe Gemeinde, Schwestern und Brüder!“

3 Predigt als Verheißung – ein Ausblick

Es wurde gezeigt, dass eine undifferenzierte Darstellungsweise, wie sie sich auch in den verschiedenen sprachlichen Wendungen und Figuren oder in der Darstellung von Gesetz und Evangelium manifestiert, den Menschen immer wieder in sich verschließt. Differenzierung dagegen führt ihn über sich hinaus, indem sie den Blick für eine mögliche Zukunft öffnet, die unter dem Zeichen Gottes steht. So drückt sich auch in der sprachlichen Gestaltung der Charakter der Verheißung aus, der das Evangelium prägt: „Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung hin ...“ (Röm 8, 24).

Wie mit den analysierten sprachlichen Wendungen lässt sich auch mit dem Begriff der ‘Verheißung’ selbst verfahren. Er enthält das Verb ‘heißen’, das sowohl mit intransitiver Bedeutung als ... mit Namen benennbar’ oder ‘ansprechbar’ wie auch transitiv als ‘etwas gutheißen’ verwendet wird. In jedem Fall ist ein Sprechakt impliziert, der zwischen einer Person und ihrem Gegenüber Beziehung stiftet, und zwar nicht nur durch den Akt als solchen, sondern vor allem durch seinen Inhalt: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“ (Jes 43, 1b) In die Realität des Lebens hinein wird dem Menschen in seiner Individualität („bei deinem Namen“) Aufhebung des Getrenntseins von Gott („habe ich dich gerufen“), Erlösung aus der Zerrissenheit und den Verstrickungen des Lebens zu-gesprochen („du bist mein“). Dabei ist der Begriff der Verheißung in der Spannung zwischen dem Extrem der Gewissheit einerseits und einer haltlosen Hoffnung andererseits zu verorten. So bezeichnet das verwandte Adjektiv ‚verhei-

lungsvoll' einen Gegenstand oder ein Geschehen, die über ihren sachlich-objektiven Gehalt hinaus auf einen größeren Zusammenhang weisen, der der Zukunft offen steht. Eine Spur gewissermaßen, die Horizonte eröffnet: Erst mit der Verheißung, die der Mensch als Passiver empfängt, können in ihm auch positive Visionen entstehen und zur Entfaltung kommen.

Indem Predigt verheißend in die Gegenwart des Menschen spricht, nimmt sie im Ansatz die Bewegung auf, die den auf sich selbst fixierten Blick des Menschen löst. Er bleibt nicht auf sich allein zurückgeworfen und festgelegt stehen, sondern es erschließt sich ihm eine Zukunft von Gott her, die ihm sowohl andere Sichtweisen ermöglicht wie auch nach kreativen Möglichkeiten im Leben fragen lässt. Nach diesen sowohl kreatürlichen, d.h. von der Beziehung des Schöpfers zu ihm bestimmten, wie auch kreativen, also vom Menschen gestaltbaren Möglichkeiten zu suchen und zu fragen, ist die bewegende Kraft evangelischer Predigt: „Des Hörers Möglichkeit will entdeckt, es will nicht nur in seiner Gegenwart und in seinem Herkommen entdeckt werden. Er will in seiner Möglichkeit, im Potential seiner Zukunft erkannt, das heißt eben ‚erfunden‘ werden [...] Den Hörer erfinden heißt, den Vorgefundenen als vor Gott befindlich finden.“²²

Gerade am Ende einer Predigt kann ein einziger Satz eine im übrigen differenzierte, sprachlich anschauliche und falsche Forderungen meidende Predigt (2 Kö 5,1-16.) über-tönen, vielleicht einfach deshalb, weil dem Hörer ein selbständiger Umgang mit der Verkündigung des Evangeliums nicht zugetraut wird: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reiche Gottes? Manchmal beschleicht mich die Angst, dass wir gar nicht mehr an diesem Tisch sitzen werden, weil wir uns zu wenig um unsere Erwählung gekümmert haben und um unsere Identität von Bekenntnis und Tun, weil wir nicht laut genug bekannt haben, dass es nirgends einen Gott gibt außer in Israel. Erst in dieser Engführung konnte Elisa mit Naeman reden und können wir dann auch tolerant sein.“ Trotz des relativierenden letzten Predigtsatzes ist es nur verständlich, dass die Stimmung, in der der Hörer entlassen wird, eher resignativ-pessimistisch sein wird: Der Blick bleibt gesenkt, die Zukunft verschlossen.

Dagegen schließt die differenzierte Wahrnehmung des Lebens in seiner Ambivalenz zwischen Hoffnung und Trostlosigkeit den Blick von Ostern und vom Evangelium her keineswegs aus. Ohne Leid zu leugnen, nimmt das Ende der im ersten Teil zitierten Osterpredigt den Menschen mit auf der Spur des Evangeliums, auf dessen Hintergrund er ermutigter der Offenheit der Zukunft entgegensehen kann: „Viel deutlicher aber stehen mir die Menschen vor Augen, die im vergangenen Jahr gelitten haben, die sich gesehnt haben nach einem neuen wahren Leben – durch den Tod all ihrer Hoffnungen hindurch ... die Leid getragen haben um Angehörige und Freunde – was soll ihnen denn neues Leben einhauchen, wenn nicht die Versicherung, dass wir mit aller unserer Last leben aus einer unerschöpflichen Quelle der Gnade und der Kraft, die so wie sie die Schuld wegspült, so auch alle unverschuldete Last, alles Leid ablöst. Ob wir es erleben, dass eines Tages auch für uns Ostern wird ... der Tag der Erlösung dämmert aus aller

Gebundenheit ...? Ich spüre deutlich, dass ich nach meinem Ostererlebnis immer wieder neu suchen muss, jedes Jahr neu, ja beinahe jeden Tag neu. Deshalb wünsche ich uns um so mehr, dass wir unser Ostern finden, die frohe Erkenntnis, dass wir so, wie wir sind, vor Gott recht sind, dass er uns vertraut. Und Sie werden merken: Nicht nur in der Blütenpracht des Frühlings finden sich Spuren des Schöpfers, auch unter den Menschen, wie es im Lied heißt:

*Wir haben Gottes Spuren festgestellt
auf unsern Menschenstraßen.*

*Liebe und Wärme in der kalten Welt,
Hoffnung, die wir fast vergaßen.*

*Zeichen und Wunder sahen wir geschehen
in längst vergangenen Tagen,
Gott wird auch unsre Wege gehen,
uns durch das Leben tragen.*

Anmerkungen

¹ Dieser Beitrag beruht wesentlich auf den Recherchen und Analysen einer studentischen Mitarbeiterin der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bonn. Anlass dieser Studie war der erste Bonner Predigtpreis, den der VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft, Bad Godesberg, im Jahr 2000 gestiftet hatte. Der Text ist eine Fallstudie über das 'Schicksal' theologischer Einsichten in der Schriftform von Predigten.

² Historisch-systematische und biographische Arbeiten zur Predigtgeschichte sind Legion, vgl. z.B. E. Hauschildt, Rudolf Bultmanns Predigten. Existenziale Interpretation und lutherisches Erbe, Marburg 1989.

³ M. Josuttis, Gesetzlichkeit in der Predigt der Gegenwart, München 1966.

⁴ P. Bukowski, Predigt wahrnehmen, Neukirchen 1991.

⁵ In diesem Sinn versuchte auch die Heidelberger Predigtforschung zu wirken, die Rudolf Bohren begründet hat.

⁶ Vgl. J. Cornelius-Bundschuh, Die Kirche des Wortes. Zum evangelischen Predigt- und Gemeindeverständnis, Göttingen 2001, S. 327. Dieses Kriterium wird als zentrale Orientierung für evangelische Predigt neuerdings wieder besonders beachtet:

„Die Predigt kämpft im Machtbereich des Wortes Gottes mit Worten gegen die Mächte des Todes. Sie nimmt diese Aufgabe angemessen wahr, wenn sie >die höchste Kunst jnn der Christenheit< gelernt hat und lehrt: zu unterscheiden zwischen Gott und Mensch, Gott und Welt, Gott und Kirche. Solches Differenzieren gewinnt seine vordringliche Gestalt in der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium, die sich gegenwärtig vor allem in zwei Richtungen bewähren muss: einerseits in der Abwehr gesetzlicher Tendenzen in der gegenwärtigen Predigttheorie und -praxis, andererseits in der konsequenten und realistischen Wahrnehmung und Kritik der sich der Macht Gottes widersetzenden Konstellationen.“

⁷ Zum Terminus „gesetzliche Predigt“ vgl. insbes. M. Josuttis, Gesetzlichkeit.

⁸ Die Deutung des Kains als Strafe Gottes ist ebenso unzutreffend wie die Bezeichnung „gottlos“ für die Existenz Kains nach dem Brudermord.

⁹ Diese Tendenz findet ihre Entsprechung in dem, was das Schlagwort der 'Spiel- und Spaß-Gesellschaft' als soziale Entwicklung beschreibt, ein interessanter Aspekt für eine Untersuchung der soziologischen Zusammenhänge von Predigt, der leider hier zu weit führen würde.

¹⁰ Die Problematik der Perikope selbst kann hier nicht weiter behandelt werden, allerdings ist auf die Tatsache zu verweisen, dass die Propheten mit ihren konkreten Aufforderungen in ebenso konkrete Situationen gesprochen haben, so dass eine Übertragung des einen nicht ohne das andere vorgenommen werden kann.

¹¹ Beabsichtigterweise steht in der Interpretation der Plural: während evangelische Verkündigung des Gesetzes in ihrer Eindeutigkeit ein einziges, dafür umso radikaleres Urteil spricht, nämlich das der (Gottes-)Verhältnisslosigkeit des Menschen, handelt es sich bei gesetzlicher Form um eine Vielzahl ethischer Forderungen.

¹² Zum appellativen Gebrauch von Infinitiven vgl. 2. g.

¹³ Was heißt das 2000 Jahre nach Jesu Tod?

- 14 Die Beanspruchung von Exklusivität wirkt ausschließend auf alle Menschen, die sich nicht mit dem Menschenbild des Predigers identifizieren können, und das werden in diesem Fall, wie noch gezeigt werden wird, wohl einige sein.
- 15 Menschlich betrachtet: Was für ein armes Leben, das nichts mehr rührt (transitiv und intransitiv)...
- 16 Die Problematik des Autoritätsverweises wäre hier weiter zu verfolgen.
- 17 Was bedeutet diese abgegriffene pastorale Formel „Liebe Gottes“ konkret für mich?
- 18 Interessant ist an dieser Stelle das Vokabular, das starke Assoziationen mit der New-Age-Bewegung weckt im Sinne der Liebe Gottes als Kraft, die den Kosmos als etwas 'Organisches' durchströmt, ein natürlicher Vorgang, dem der Mensch sich öffnen muss etc. Unserer Beobachtung nach gibt es auch in gegenwärtigen Predigten eine starke Tendenz zu dieser naturalistischen Heilssicht. In Konsequenz hierzu steht oft eine Verflachung der Christologie oder deren Transformation in bloße Vorbildchristologie mit Jesus als dem Menschen schlechthin, der diese 'organische' Kraft zur Geltung zu bringen vermochte (vgl. 2h – Einschränkung durch Vorbilder). Eine Analyse der gesellschaftlichen Zusammenhänge würde jedoch in diesem Rahmen zu weit führen.
- 19 Vgl. 2f und g zu Gesetz und Evangelium.
- 20 Das Problem der Metaphorik soll hier exemplarisch als sprachliche Struktur herausgegriffen werden. Der Begriff der Metapher muss dabei aufgrund der räumlichen Begrenzung der Arbeit vorausgesetzt werden, und auch hier kann die Problematik nicht in ihrer Weite geschildert werden.
- 21 Interessanterweise scheint der Prediger mit dem 'Burn-out-Syndrom', dem durch Ruhepausen Abhilfe geschaffen werden kann, Leben unter dem Gesetz zu identifizieren.
- 22 R. Bohren, Predigtlehre, München 1971, S. 466.